



Marina Buzunashvili
mit Nina Sternburg

DIE BOSSIN

**Von der Hood
an die Spitze des
Musikbusiness**



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2024 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Lektorat: Nina Schnackenbeck
Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
Umschlagfoto: © Victoria Kämpfe
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60362-7
www.penguin-verlag.de

Inhalt

- Lektion 1:** Never judge a book by it's cover **09**
- Lektion 2:** Erkenne den Boss in dir **21**
- Lektion 3:** Schwäche gedeiht im Schatten **43**
- Lektion 4:** Erkenne deine Superpower **61**
- Lektion 5:** Sei dein größter Fan **77**
- Lektion 6:** Gutes Ego, böses Ego – kenne den Unterschied **93**
- Lektion 7:** Das zweifelhafte Prädikat »Beste« **103**
- Lektion 8:** Gute Kritik versus schlechte Kritik **113**
- Lektion 9:** Wenn Neid anruft, geh ans Telefon **129**
- Lektion 10:** Konkurrenz ist gut **139**
- Lektion 11:** Alleinsein können ist ein Skill, erlerne ihn! **147**

Lektion 12: Hass mich jetzt, lieb mich später **159**

Lektion 13: Das Zauberwort lautet Authenz **173**

Lektion 14: Meetings statt Partys, sorry! **185**

Lektion 15: Gewinne Vertrauen durch Taten, nicht durch
Worte **195**

Lektion 16: Erfolg ist keine Einbahnstraße **201**

Lektion 17: Du hast keinen Meister **209**

Lektion 18: Du hast nie ausgelernt **217**

Lektion 19: Die Wahrheit über Stärke **227**

Lektion 20: Manchmal ist wirklich der Weg das Ziel **241**

Danksagung **253**

Für Mama, Dariusch und für Hiphop!

Lektion 1:

Never judge a book by it's cover

Ich hole tief Luft. Meine Nasenflügel weiten sich. Ich sauge den Geruch von altem Rauch, durchgesessenem, speckigem Kunstleder und etwas Muffigem ein – die Überreste von vor Tagen verschüttetem Bier? Ungewaschene Haare? Abgetragene Second-Hand-Klamotten mit einem Polyesteranteil von mindestens 90 Prozent? Ich und die Flimmerhärchen in meiner Nase können es nicht richtig ausmachen. Vielleicht ist es auch eine Mischung aus allem. Die Melange der Armut. Die Türen der U8 öffnen sich. Neue Duftnoten mischen sich zu dem Potpourri. Paco Rabannes »1 Million«, frisches Bier, Zwiebeln, Kaffeeatem, Erdbeerlipgloss, Pisse. Ich stoße die Luft mit einem Schnauben aus meiner Nase aus. Hmmmfff. Nicht wegen des Geruchs, zumindest nicht von dem hier draußen. In mir drinnen riecht es nach Wut, Frust und Pubertät – mein ganz persönliches Aroma anno 1996. Die Finger meiner Mutter umschließen die Halteschlaufe, die über unseren Köpfen baumelt, wie die Schlinge eines Galgens, und so fühlt sich diese Scheiß-U-Bahnfahrt auch an. Hmmmfff. Mama stößt ebenfalls Luft und mit ihr Frust und Wut aus ihren Nüstern. Und irgendetwas anderes

katapultiert sie aus sich heraus und hinein in den Raum direkt zwischen uns, wo es unsichtbar schwebt und weitere Ziegel auf die Mauer setzt, die immer zwischen uns zu stehen scheint.

Wir drängen uns näher aneinander. Werden gedrängt – freiwillig kommen wir uns in letzter Zeit ungern so nahe. Ich verstehe nicht, warum sie überhaupt zu meinem Frauenarzttermin mitkommen will. Es ist ja nicht so, als würde ich sonst nicht auch alles allein machen. Müssen. Aber vermutlich hatte sie keinen Bock, mit Papa zu Hause zu hocken und ihn anzukeifen, weil er mal wieder tagelang verschwunden war. Mir geht's zumindest so, auch wenn es nichts Neues ist. Immer wieder ist er manchmal einfach weg – wortlos. Zischt ohne Erklärung oder Entschuldigung nach Baku ab.

»Ja, danke für's Tschüsssagen, Papa!« Das würde ich ihm gerne sagen, aber die Gelegenheit scheint sich einfach nie so richtig zu ergeben. Denn jedes Mal, wenn er zurückkommt, tut er so, als ob gar nichts passiert wäre. Sitzt wieder in seinem Sessel, guckt sich sein russisches Fernsehen an und erteilt Ansagen. Manchmal überlege ich dann, ob ich mir das vielleicht nur eingebildet habe. Vielleicht war er gar nicht weg. Oder Mama hat gelogen. Vielleicht ist er gar nicht nach Baku gefahren, sondern hat bei irgendeinem Bekannten auf der Couch die Nächte durchgewacht, weil Mama ihn rausgeschmissen hat. Oder er war in einer Spielo und hat die Zeit vergessen. Die Welt. Uns. Wer weiß das schon so genau. Jedenfalls tue ich dann auch immer lieber so, als ob nichts wäre, denn vielleicht ist es besser so.

»Hmfff« fauchen meine Nasenlöcher erneut. Mamas Blick trifft mich wie ein Dolch. Eigentlich habe ich keinen

Bock mehr auf Diskutieren. Aber dann zischt mein Mund doch noch einen Satz hinterher wie eine Dampflok, die eine schwarze Wolke Rauch aus ihrem Schornstein stößt: »Ich wünschte, er wäre nicht mein Vater!« Meine Mutter blickt mich mit einem undurchdringlichen Blick an. Ich denke noch, dass sie es mit diesem Blick als Antwort auf meine Unverschämtheit belassen wird. Wir kennen alle diesen Blick, den Mütter dann draufhaben. Aber dann öffnet sie doch noch ihren Mund. »Na, dann wirst du dich ja freuen.« Ein freudloses Grinsen zielt ihr Gesicht. »Er ist nämlich gar nicht dein Vater.«

Das Warnlämpchen über der Automattür der U-Bahn färbt unsere Haarschöpfe kurz feuerfarben, und mit einem dröhnenden Sirenenton schließen sich die Pforten der U8 wieder, die soeben eine ganz neue Hölle für mich geöffnet haben.

Es gab mehrere Zäsuren in meinem Leben, die mich zu dem Menschen formten, der ich heute bin: leitende Director of Public Relations von *Sony Music Germany*, Deutschraps Promoqueen und Bossin der Szene. Marina, die keinen Nachnamen braucht, damit Leute wissen, von wem die Rede ist. Ich bin DIE Marina. Aber neben all diesen Beschreibungen und Titeln – oder besser gesagt, unter all dem, unter meiner glänzenden, diamantharten Oberfläche – bin ich auch die Marina, die vor Ängsten und Panikattacken während ihrer Karrierehöhepunkte nicht U-Bahn fahren konnte. Jahrelang. Die an den Tagen, als ihre Mutter und ihre Schwester starben, arbeiten ging, als wäre nichts geschehen. Die, noch bevor sie ihren 40. Geburtstag fei-

erte, bereits mehrere Suizidversuche und Herzinfarkte hinter sich hatte. *It's all part of the story.* Der Marina-Story.

Von einigen dieser Zäsuren werde ich in diesem Buch erzählen. Sehr viele davon haben mit meiner Familie zu tun und damit, was bei uns in meiner Kindheit, Jugend und auch noch im Erwachsenenalter so abging. Und das war eine Menge. Viele der Lektionen, die ich im Laufe meines Lebens und meiner Karriere gelernt habe, die ich hier mit euch teilen werde, stehen in direktem oder indirektem Zusammenhang mit meinem Aufwachsen als Kind meiner Eltern und als Schwester meiner Schwester. Nicht alle, aber viele. Ausschnittweise werde ich euch immer wieder in diese Momente des Wachsens, Aufwachens und Entwachsens meines Lebens mitnehmen. Wir reisen zusammen zurück zu den Orten, Situationen und Augenblicken, in denen etwas »Klick« machte. Mal war es ein metaphorisches Klick, mal aber auch das buchstäbliche Klicken von Handschellen, Knarren oder sich schließenden Türen, die trotzdem alle zum selben Ergebnis führten: Etwas in mir veränderte sich.

Bevor ich in den folgenden Kapiteln also versuchen werde, die Ereignisse meines Lebens zu einer zusammenhängenden Handlung aufzufädeln wie Perlen auf eine Schnur, um darin einen Sinn, ein Muster auszumachen, das euch vielleicht auch helfen kann auf eurem Weg, möchte ich euch zum besseren Verständnis erst mal ein paar Grundkenntnisse über mich liefern. Denn wenn ich eine der 20 Lektionen, über die wir im Laufe dieses Buches noch reden werden, aussuchen müsste, die ich zur wichtigsten von allen erklären müsste, dann wäre das: *Never judge a book by it's cover.*

Also:

Meine Eltern waren jüdische Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion. Meine Mama kam aus Aserbaidschan, mein Papa – also der Mann, mit dem ich als Vater aufgewachsen bin und von dem ich bis zu dieser alles verändernden U-Bahnfahrt dachte, dass er mein biologischer Vater sei – stammte aus Georgien. Mein biologischer Erzeuger, eine Affäre meiner Mutter, war Israeli, den sie kennenlernte, als sie gemeinsam mit meinem Vater und meiner älteren Schwester von Aserbaidschan nach Israel auswanderte. Mein Vater erfuhr nie etwas davon. Weder von der Affäre noch, dass ich dabei entstanden war. Es war ein Geheimnis, eine Lüge, mit der meine Mutter und nach der geschichtsträchtigen U-Bahnfahrt 1996 dann auch ich bis zu seinem Tod lebten.

Noch bevor ich geboren wurde, verließen meine Eltern Israel jedoch wieder und landeten auf der Suche nach einem besseren Leben erst mal in Wien, Österreich, wo ich 1981 geboren wurde – was übrigens ein Versehen war. Eigentlich wollten meine Eltern direkt nach Deutschland gehen. Aber da mein Vater nicht wusste, dass Österreich und Deutschland zwei verschiedene Länder waren, wurde ich eine gebürtige Österreicherin. Na ja. Lange blieben wir da eh nicht. Die rassistischen und antisemitischen Erfahrungen, die meine Eltern in Österreich durchlebten, waren so unerträglich, dass sie nach gerade einmal einem Jahr, 1982, die Zelte dort abbrachen und nach Berlin zogen, genauer gesagt, nach Kreuzberg. Ich wuchs also am Halleschen Tor auf. Migrantischer Hotspot, Sozialbausiedlungen, Ticker, Arbeiter, Hustler, Linke, Kanacks – mein Zuhause, wo ich das

wunderbare und scheußliche Aroma, das einem nicht nur in der U8, sondern überall in Spätis, Kneipen, Gemeindezentren und auf öffentlichen Plätzen begegnete, zum ersten Mal in meine Lungen sog und für immer in mein Herz schloss.

Meine Eltern waren Hustler. Meine Mutter war eigentlich Übersetzerin, aber hat immer drei, vier Jobs gleichzeitig gehabt. Morgens ging sie zu AEG, um im Akkord zu arbeiten. Nicht mal eine Pullerpause hat sie gemacht. Denn je mehr man schafft bei der Akkordarbeit, desto mehr Geld bringt man nach Hause. Arzthelferin und Buchhalterin konnte sie irgendwann auch noch zu ihrem Lebenslauf hinzufügen. Abends ging sie dann noch putzen, wobei ich sie häufig begleiten musste. Neben den Arztpraxen, in denen wir oft nach Dienstschluss sauber machten, zählten auch einige Damen zu ihren Kundinnen, die sie aus der jüdischen Gemeinde kannte, die jedoch wenig mit uns verband, abgesehen vom religiösen Background, der für meine Mutter aber keine große Rolle spielte – im Gegensatz zu meinem Vater. Ihm waren unsere jüdische Identität und Traditionen sehr wichtig. Wir sollten diesen Teil von uns, der in dem neuen Land, in unserem neuen Zuhause so versteckt und selten war, nicht vergessen. Er achtete darauf, dass wir die Feiertage begingen (wenn auch auf Krampf), und er war der Einzige von uns, der regelmäßig in die Synagoge ging. Ich glaube, meine Mutter war zu gepeinigt vom Leben, um irgendwelche religiösen Gefühle empfinden zu können.

Manchmal gaben uns diese Damen aus der jüdischen Gemeinde, für die wir putzen gingen, die Reste von ihrem

Sushi mit, wenn wir damit fertig waren, ihre Toiletten zu reinigen. Ich mochte diese nett gemeinte Geste nicht. Ich fühlte mich schäbig dadurch. Es war nicht zu übersehen, dass sie sehr viel mehr Geld als wir hatten, sie lebten auch nicht in Kreuzberg, sondern in Mitte oder Grunewald. Auch hier, bei den Juden und Jüdinnen, die wir kennenlernten, waren wir mal wieder anders. Gehörten nicht so richtig dazu. Ein Gefühl, das sich durch mein Leben zieht – bis heute.

Ich habe schnell für mich festgemacht, dass ich mit der jüdischen Gemeinde, wie ich sie in Berlin kennenlernte, nicht wirklich viel gemeinsam hatte, und doch war sie fester Bestandteil meines Lebens. Ich identifizierte mich aber mehr mit meinem Kiez, Kreuzberg, und den anderen Einwandererkids dort, die genauso wenig Kohle, Perspektiven und Aufmerksamkeit bekamen wie ich. Religion wurde für mich irrelevant. Ich wurde Atheistin, und das bin ich bis heute geblieben.

Neben den mehr oder weniger offiziellen Jobs hat meine Mutter auch illegale Scheiße gemacht. Zigaretten verkauft und so was. Hauptsache war: Geld ranschaffen. Das war ihr von Kindesbeinen an eingehämmert worden und das war alles, was sie antrieb. Ich glaube, sie fühlte sich große Teile ihres Lebens unendlich allein. Sie hatte das Gefühl, sich weder auf meinen Vater verlassen zu können noch auf sonst irgendwen.

Ach ja, mein Vater: der war auch ein Hustler, nur nicht so effizient wie meine Mutter. Seine ganze Familie war nicht ganz koscher gewesen und so wusste ich nie wirklich, was

er für Geschäfte machte, und ich bin mir auch nicht sicher, wie geschickt er darin tatsächlich war. Die Geschichte, wie meine Eltern damals in Israel gelandet waren, veranschaulicht das ziemlich gut. Große Teile der Familie meines Vaters waren bereits in den 70er-Jahren nach Israel ausgewandert und hatten ihm das Blaue vom Himmel versprochen. Also packte er seine kleine Familie, meine Mutter und meine Schwester, plus einen Koffer voller Geld ein und versuchte dort ebenfalls sein Glück. Den Koffer lagerte er in der Wohnung einer Tante wie ein Pirat seinen Goldschatz auf einer geheimen Insel. Und natürlich passierte, was passieren musste: Nach gerade mal ein paar Wochen am Mittelmeer wurden sie beklaut. Der Koffer war weg. Und die verheißungsvolle Aufbruchstimmung, die Hoffnung meines Vaters auf einen Neuanfang, ebenfalls. Einige Monate lang kehrte er immer wieder nach Aserbaidschan zurück, um Geschäfte zu machen, das Abenteuer Israel war jedoch ziemlich bald vorbei. Bevor sie dem Land endgültig den Rücken kehrten, entstand aber noch ich. Na ja, den Rest kennt ihr ja. Wir landeten also schlussendlich in Kreuzberg.

Die Hustler-Mentalität, die meine Eltern gemein hatten, verknüpft mit den Enttäuschungen und dem Schmerz der Armut, der Flucht und Rassismuserfahrungen, führte dazu, dass meine Grundversorgung zwar immer gesichert war, aber viele andere kindliche Bedürfnisse eher zu kurz kamen. Meine Eltern hatten einfach keine Kapazitäten dafür. Weder zeitliche noch psychische oder emotionale. Es gab in meiner Kindheit keinen »bedürfnisorientierten« Um-

gang - gelinde ausgedrückt. Niemand hat sich nachmittags mit mir hinsetzt, um mir bei den Hausaufgaben zu helfen. Meine Eltern haben nicht mal die Sprache gesprochen, geschweige denn die Bildung genossen, um mir dabei zu helfen. Mein Vater hatte mit 13 seinen Pass gefälscht, um von Georgien nach Aserbaidschan zu gehen, um dort zu arbeiten. Meine Mutter hat auch gearbeitet, seit sie denken kann. Kurz gesagt: In meiner Kindheit wurde ich versorgt, aber es wurde sich nicht um mich gekümmert. Alles, was darüber hinausging, dass ich Essen auf dem Tisch und Klamotten am Leib hatte, fehlte. Es gab keine emotionalen Gespräche zu Hause. Generell war Emotionalität untereinander kaum vorhanden. Mein Vater war irgendwie eine verlorene Seele, der neben seinen persönlichen Traumata mit Problemen wie Spielsucht zu kämpfen hatte. Die Ehe meiner Eltern war zerrüttet, seit ich denken kann, und das sogar, bevor er das Geld, das meine Mutter hart verdiente, verzockte. Ich hatte immer das Gefühl, meine Eltern seien nur zusammen, weil mein Vater allein überhaupt nicht lebensfähig gewesen wäre. Von einem liebevollen Miteinander kann also nicht die Rede sein.

Aber immerhin wurde ich nicht geschlagen, im Gegensatz zu meiner Schwester. Ach, meine Schwester ... Ihre Probleme kamen irgendwann noch auf diesen bereits riesigen Haufen an Problemen bei uns zu Hause obendrauf. Meine Schwester begann ziemlich früh in ihrer Jugend Scheiße zu bauen. Zuerst waren das noch Probleme wie auf der Straße rumcornern, kiffen und Leuten ihre Baby-Phat-Jacken abziehen. Meine Schwester war eine richtige Kreuzberger »Banger-Olle« der 90er-Jahre. Sie war die absolut

Coolste für mich – aber eben mit ihren ganz eigenen Problemen. Später erweiterte sich das Spektrum ihres Scheißebauens um die Einnahme immer härterer Drogen, am Ende Heroin, mit all den weiteren Schwierigkeiten, die mit dieser Sucht einhergehen: Beschaffungskriminalität, Gewalt, Prostitution, psychische Krankheiten.

20 Jahre ihres Lebens war meine Schwester heroinsüchtig. Und ihre Sucht bestimmte schnell unser aller Leben. Es geschah nicht selten, dass ihre Drogendealer plötzlich vor unserer Tür standen und mit vorgehaltener Waffe das Geld, das sie ihnen schuldete, von uns erpressten. Einmal entführte mich einer der Dealer sogar. Der Anblick meiner Mutter, wie sie am Fenster steht und nervös die Straße vor unserer Wohnung nach Blaulicht oder zwielichtigen Typen scannt, die eventuell zu uns auf dem Weg sein könnten, hat sich in meine Netzhaut gebrannt und taucht unwiderruflich auf, sobald ich an meine Jugend denke.

Jetzt ging Mamas Geld nicht nur für Papas Sucht drauf, sondern auch für die meiner Schwester. Und sobald ich Geld verdienen konnte, auch mein Geld. Selbst als ich später schon erfolgreich als Promoterin arbeitete und tausende von Euros verdiente, gab es Winter, in denen ich keine Heizung in meiner Wohnung anschaltete, weil ich kein Geld dafür hatte. Ich gab alles meiner Familie, denn meine Mutter konnte irgendwann nicht mehr und musste von mir mitversorgt werden. Der Spuk endete erst, als meine Schwester mit Anfang 40 an ihrer Drogensucht und deren Folgen starb.

Ich weiß, dass mich meine Eltern und meine Schwester geliebt haben. Trotzdem haben sie und die Gesellschaft, in der ich aufwuchs, sehr viel Schaden angerichtet. Wir sind alle das Ergebnis unserer Erziehung und Lebensumstände. Auch meine Eltern und meine Schwester. Ich nehme ihnen ihre Fehler heute nicht mehr übel. Wir waren arm, Arbeiterklasse, dazu noch Ausländer und Juden. Da kommen die Kopf- und Seelenschmerzen mit dem Stempel der Aufenthaltserlaubnis gratis dazu. Meine Schwester ist mit dem Schmerz umgegangen, indem sie ihn betäubt hat. Ich ging mit dem Schmerz meiner Kindheit um, indem ich ihn angeguckt und seziert habe, um ihn aus jedem Winkel und Schatten heraus verstehen, kontrollieren – und so eventuell auch irgendwann überwinden zu können. Analyse mit anschließender Lösungsfindung – so agiere ich bis heute. Ich hätte aber auch ganz anders aus diesen Erfahrungen herausgehen können.

Ich habe meinen Eltern und meiner Schwester verziehen. Es hat mein Leben schwerer gemacht, wie sie mich erzogen und in ihre Probleme reingezogen haben, aber ich bin auch dankbar, weil ich dadurch gelernt habe, das Steuer zu übernehmen. Als ich neun Jahre alt war, hatte meine Mutter ihren ersten Suizidversuch. Vor mir. Das war der Zeitpunkt, wo ich endgültig erwachsen wurde und begann, die Verantwortung für mein Glück komplett selbst zu übernehmen. Ich wusste, dass die Einzige, die mich retten konnte, ich selbst war. Ich träumte von einer Zukunft, die mir nicht versprochen worden war, und ich packte sie gewaltsam mit meinen Fäusten und ließ sie nie mehr los, als ich auch nur ein Fitzelchen davon zu fassen kriegte. Alles ist, wie es ist, weil alles so war, wie es war.